GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Vom Erfolg überholt? Feministische Ambivalenzen der Gegenwart

Hark, Sabine

2014

https://doi.org/10.25595/332

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hark, Sabine: *Vom Erfolg überholt? Feministische Ambivalenzen der Gegenwart*, in: Hänzi, Denis; Matthies, Hildegard; Simon, Dagmar (Hrsg.): Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung (Baden-Baden: Nomos Verlag, 2014), 76-91. DOI: https://doi.org/10.25595/332.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Denis Hänzi | Hildegard Matthies
Dagmar Simon [Hrsg.]

Erfolg

Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung

Leviathan Sonderband 29 | 2014

Nomos

Die Publikation wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung sowie des Europäischen Sozialfonds der Europäischen Union unter den Förderkennzeichen 01FP0848 und 01FP0849 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autor_innen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-8487-0046-2

1. Auflage 2014
© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2014. Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Leviathan

Jahrgang 42 · Sonderband 29 · 2014

Inhaltsübersicht

Denis Hänzi, Hildegard Matthies und Dagmar Simon
Einleitung 7

I. Genese und Wandel von Erfolgskulturen

Sighard Neckel
Die Pflicht zum Erfolg. Genealogie einer Handlungsorientierung 29

Nina Verheyen
Bürgerliches Leistungsethos?
Geschichtswissenschaftliche Korrekturen einer irreführenden Formel 45

Peter Alheit und Frank Schömer
Soziale Aufstiege und Erfolgskulturen zwischen 1800 und 2000 62

Sabine Hark
Vom Erfolg überholt? Feministische Ambivalenzen der Gegenwart 76

Ulrich Bröckling
Wettkampf und Wettbewerb
Semantiken des Erfolgs zwischen Sport und Ökonomie 92

II. Erfolg in Organisationen – Erfolg durch Organisation

Stephan Voswinkel und Gabriele Wagner
Die Organisation des Erfolgs
Regulierung verunsicherter Anerkennungsansprüche 105

Tim Flink und Dagmar Simon
Erfolg in der Wissenschaft: Von der Ambivalenz klassischer Anerkennung und neuer Leistungsmessung 123

Hendrik Vollmer
Der Erfolg im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit 145

Olivier Voirol und Cornelia Schendzielorz
Gehaltloser Erfolg
Die Bewertungskultur der Ungewissheit in Castingshows: Das Beispiel der Fernsehsendung *Deutschland sucht den Superstar* 160

Philine Erfurt Sandhu
»Er muss diesen Beruf gerne machen, mit Leib und Seele.«
Hyperinklusion als Erfolgskriterium für oberste Führungskräfte in einem internationalen Beratungsunternehmen 176

Gertraude Krell
Vertrackte Verhältnisse: (Un-)Sichtbarkeiten und ›Frauenkarrieren‹ 194

III. Modi und Muster der Subjektivierung von Erfolg

Isabell Stamm
Zum Erfolg geboren?
Die Reproduktion der Leistungskultur in Unternehmerfamilien 213

Stefanie Hürtgen
Erfolgsvorstellungen in biografischen Ansprüchen von NormalarbeitnehmerInnen 230

Denis Hänzi und Hildegard Matthies
Leidenschaft – Pflicht – Not
Antriebsstrukturen und Erfolgskonzeptionen bei Spitzenkräften der Wissenschaft und Wirtschaft 246

Nadine Jukschat
Die (Sehn-)Sucht nach verlässlichem Erfolg
Das Verhältnis von Leistung, Anerkennung und Erfolg im Online-Rollenspiel *World of Warcraft* 265

Ulla Hendrix und Felizitas Sagebiel
Erfolg, Technik und Geschlecht – Führungsfrauen zwischen Anpassung und Diskontinuität 280

Verzeichnis der Autor_innen 296

Sabine Hark

Vom Erfolg überholt? Feministische Ambivalenzen der Gegenwart

»Ich will ehrlich sein. Ich bin froh, dass ich hier ohne Quote sitze. Es fühlt sich gut an, dass man es nur aufgrund seiner Qualifikation und Leistung geschafft hat.«
(Julia Jäkel, Vorstandsmitglied von Gruner + Jahr)[1]

»Wir haben ein gemeinsames Verständnis unseres Lebenskonzepts, das aus dem Herzen kommt. Für uns ist das ein echtes Erfolgsmodell – es macht sehr viel Spaß und ist extrem zukunftsfähig. Die Familie leidet nicht darunter und das Umfeld auch nicht. Wir können beide sowohl im Beruf erfolgreich als auch mit den Kindern aktiv sein.«
(Christoph Wortig, Teilnehmer der Studie *Kinder und Karrieren: Die neuen Paare*, Walther/Lukoschat 2008)

»Wer geht putzen und wer wird Millionär?/50-Euro-Frage, denn die Antwort ist nicht schwer./Wer lebt prima und wer eher prekär?/Wer geht putzen und wer wird Millionär?/Wer schon hat, dem wird gegeben./Und für uns bleibt nur das schöne Leben.« (»Wer wird Millionär« aus dem Album *Das schöne Leben* der feministischen Berliner Indierockband Britta)[2]

1. Erfolg – eine neue moralische Leitwährung

Wenn es gegenwärtig eine moralische Leitwährung gibt, darin sind sich wohl alle Beiträger_innen zu diesem Band einig, so lautet deren Chiffre ›Erfolg‹. Diese stellt längst mehr als nur die Begleitmusik im Prozess der Transformation von Marktökonomien in Marktgesellschaften dar, intoniert sie doch das Leistungsprinzip, *die* fundamentale Gerechtigkeitsnorm moderner Gesellschaften, radikal neu. Die »Pflicht zum Erfolg« (Neckel 2008: 43) gibt denn auch in immer mehr sozialen Sphären – in Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft ebenso wie im privaten Leben – den Ton an und grundiert in steigendem Maße, das illustrieren beispielhaft die Eingangszitate, auch die Selbstbeschreibungen von Frauen und Männern.

Aus feministischer Perspektive gehört es dabei wohl zu den Tragiken gesellschaftlicher Dynamik, dass Frauen, denen bislang die prestigereichen Sphären gesellschaftlicher Anerkennung weitestgehend verschlossen waren, just zu jenem Zeitpunkt, da das Leistungsprinzip erodiert und (eigene) Leistung und Erfolg zunehmend entkoppelt werden, vehement darauf beharren, ihr eigener Erfolg verdanke sich ausschließlich der eigenen Qualifikation und Leistung. In jenem Moment, mit

1 »Manager spielen ist beknackt.« Interview von Anne Haeming und Janko Tietz, in *die tageszeitung*, 17./18. November 2012, S. 14.

2 Flittchen Records, Berlin 2006.

anderen Worten, in dem – mit der patriarchal angemessenen historischen Verzögerung – eines der Versprechen der Moderne, nämlich für die eigene Leistung Anerkennung zu erfahren, auch für Frauen Wirklichkeit werden könnte, ändert die bürgerliche Gesellschaft ihre Geschäftsordnung und verabschiedet sich tendenziell vom Leistungsbegriff.

Dabei wird das als gesellschaftlicher Imperativ auftretende ausgehöhlte Ideal des modernen Zeitalters – dass der je erreichte Platz in der Welt Ergebnis eigenen Tuns und Wollens ist, dass Leistung sich nicht nur lohnt, sondern belohnt wird – gerade von den jungen, bildungsaffinen Frauen im globalen Norden in nahezu reflexhafter Weise auch selbst propagiert. »Die Mädels meiner Generation haben eine solche Quote überhaupt nicht nötig. Sie sind gut ausgebildet und tough im Job«, begründete kürzlich Katharina Wagner, Leiterin der Bayreuther Festspiele, im *Focus* ihr Nein zu gesetzlich garantierten Quoten in der Privatwirtschaft.[3] Frank Sinatras Ode an den *self-made man*, der kompromisslos seinen Weg geht, dessen Erfolge der Kraft seiner Souveränität geschuldet sind, scheint endlich also auch für sie nicht länger Wunsch, sondern Wirklichkeit: »I planned each charted course, each careful step along the byway. And more, much more than this, I did it my way.«

Zweifellos, (manche) Frauen sind heute sichtbarer denn je und so erfolgreich wie nie. In wachsender Zahl und ohne Reue verlassen sie auch im Land des Ernährermodells das ihnen über mehr als zwei Jahrhunderte angediente »Innere des Haushalts mit den ihm zugehörigen Tätigkeiten, Sorgen und Organisationsformen« und treten »aus dem Dunkel des Hauses in das volle Licht des öffentlich-politischen Bereichs« (Arendt 1981: 38). Frauen besetzen die erste Reihe der Politik und die Katheder in den Hörsälen, sie bevölkern die IT-Labore, Finanzbörsen und internationalen Gerichtshöfe, ohnehin die TV-Mordkommissionen und politischen Talkshows, die literarischen Bestseller-Listen und Bühnen dieser Welt. Frauen sind sichtbar, »auf dem Sprung« (Allmendinger 2009), und sie sollen »an die Spitze« (BMBF).[4] Statt des alten Dreiklangs »Kinder, Küche, Kirche« skandiert heute daher vor allem ein Ton das Leben und die Wünsche von (jungen) Frauen: Karriere.

Folgerichtig entschieden sich in der von Jutta Allmendinger für die *Brigitte* durchgeführten Studie auch nur 25 Prozent der Befragten auf die Frage, welcher Frauentyp die Zukunft unseres Landes am meisten prägen werde, für das Bild der Mutter, während 75 Prozent das der Karrierefrau wählten (Allmendinger 2009). Und die im Auftrag der Bertelsmann Stiftung sowie dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführte Studie *Kinder und Karrieren. Die neuen Paare* (Walther/Lukoschat 2008) propagiert allzeit leistungsbereite, erfolgreiche und glückliche Doppelkarriere-Paare mit Kindern als »Erfolgsmodell« (Wimbauer 2012: 358). Mit einem »eigenen Zimmer« (Woolf 2001 [1929]), so hat es jedenfalls den Anschein, geben sich immer weniger Frauen zufrieden, stattdessen bewegen sie

3 »Wir wollen keine Quote«, in *Focus*, 14. Januar 2013. *www.focus.de/finanzen/karriere/berufsleben/tid-29126/titel-wir-wollen-keine-quote_aid_896825.html* (Zugriff vom 11.02.2013).

4 Näheres zum gleichnamigen Förderprogramm: *www.bmbf.de/foerderungen/6338.php* (Zugriff vom 07.06.2013).

sich frei »auf die Welt hin« (de Beauvoir 1992 [1949]: 347) und suchen Freiheit, statt sie »zu fliehen« (ebd.: 17).

Die Vorstellung von Freiheit, die Simone de Beauvoir vor mehr als einem halben Jahrhundert als für Frauen in weiter Ferne liegende Zukunftsvision beschrieb, nämlich ein freies Individuum zu sein, das »sich als Subjekt« behauptet (ebd.), das eigene Pläne, Entwürfe und Ziele verfolgt, sie immer wieder neu formuliert und dies obendrein als Ergebnis eigener Leistung verbucht – diese Vorstellung ist für die Generation der *Top Girls* (McRobbie 2010) in vielerlei Hinsicht gesellschaftliche Wirklichkeit. Sie ist der ehemaligen Bundesfrauenministerin Kristina Schröder ebenso selbstverständlich wie Gruner + Jahr-Vorstandsmitglied Julia Jäkel, den Frauen in den von Kathrin Walther und Helga Lukoschat präsentierten »neuen Paaren« ebenso wie der Kohorte selbstbewusster, dynamischer junger *Frauen auf dem Sprung* (Allmendinger 2009) und nicht zuletzt auch jenen Frauen, die sich – mit einem Hauch von Selbstironie? – vor einigen Jahren »Alphamädchen« nannten: »Alphamädchen sind wir alle [...], alle jungen Frauen, die mitdenken und Ziele haben; die sich für die Welt interessieren und frei und selbstbestimmt leben möchten, jede nach ihrer Art – das sind wir Alphamädchen« (Haaf/Klingner/Streidl 2008: 7).

Und tatsächlich gab es in der Geschichte Deutschlands wohl noch nie zuvor eine Frauengeneration, für die Autonomie, Selbstbestimmung und (rechtliche) Gleichheit so weitreichend verwirklicht war wie für die Generation, der auch Kristina Schröder angehört. »*Danke, emanzipiert sind wir selber!*« (Schröder 2012) überschrieb diese folgerichtig ihre Streitschrift für den »Abschied vom Diktat der Rollenbilder«, in der sie sich gegen die Bevormundung ihrer Generation durch »Feministinnen und Strukturkonservative« wendet (ebd.: 215). Es gehöre, so heißt es dort dezidiert, »in die Mottenkiste der Gesellschaftspolitik« (ebd.), anderen Vorgaben zu machen, wie sie zu leben hätten und woran sich ein gelungener weiblicher Lebensentwurf zu messen habe, sowie »ein bestimmtes Rollenbild zum Leitbild zu erheben, das für alle gelten soll« (ebd.). Und in diese Mottenkiste entsorgt Kristina Schröder einen vermeintlichen Weltanschauungs-Feminismus gleich mit. Der habe sich schließlich ungeachtet aller durch ihn bewirkten Veränderungen selbst »als weitgehend resistent gegen Veränderungen erwiesen« (ebd.: 28). Ob seiner »Gouvernantenhaftigkeit«, seiner »weltanschaulichen Attitüde«, seiner »selbstgefälligen, amazonenhaften, anmaßenden und im Kern fanatischen Haltung« (ebd.: 34) würden Frauen ihrer Generation diesem dann auch die emanzipierte Schulter zeigen.

2. Feminismus – vom Erfolg überholt?

Insofern es zu den feministischen Zielen gehörte, für die eigene Leistung Anerkennung erfahren zu wollen und ein souveränes, selbstbestimmtes Subjekt zu werden, bezeugen weibliche Karrieren in Wirtschaft und Politik, Wissenschaft und Kultur, dass der Feminismus erfolgreich war. So sehr womöglich, dass er von seinem eigenen Erfolg überholt wurde und ausgedient zu haben scheint. Dies gesagt, gilt es nicht nur nach der Qualität des feministischen Erfolgs zu fragen, sondern auch danach, wer zur Erfolgsgeneration gehört: wer also zu welcher Art von Teilhabe an welcher

Art von Erfolg eingeladen wird. Wessen Freiheit ist gemeint? Und von welcher Art ist diese Freiheit?

Die Frage, wer zu Freiheit und Erfolg eingeladen wird, ist noch vergleichsweise einfach zu beantworten: Es sind, wie bereits angesprochen, die jungen Frauen aus den bildungsaffinen, im globalen Maßstab wirtschaftlich (immer noch) prosperierenden, mit allen staatsbürgerlichen Rechten ausgestatteten, (noch) mehrheitlich weißen Mittel- und Oberschichten in den Wohlstandsgesellschaften des globalen Nordens – und junge Frauen aus den Eliten in einigen Ländern des globalen Südens –, denen »das Angebot gemacht wird, öffentlich sichtbar zu werden, die Möglichkeiten des Arbeitsmarktes zu nutzen, sich weiterzubilden, reproduktive Selbstbestimmung zu praktizieren und genug Geld zu verdienen, um an der Konsumkultur teilzuhaben, die sich ihrerseits gerade zu einem der bestimmenden Züge zeitgenössischer Modelle weiblicher Staatsbürgerschaft entwickelt« (McRobbie 2010: 87). »Merkels Mädchen« (Roßmann 2012) stehen mithin nachgerade exemplarisch für diese Gruppe, die heute vor allem ins Rampenlicht gerückt wird und deren Potenzial es zu heben gilt. Diese Frauen sind es, die nicht nur auf ihre Chancen pochen und sie nutzen, sondern auch – wenigstens rhetorisch – als *change agents* der Wissensgesellschaft intensiv umworben werden, gleich ob es um Fachkräftemangel oder die sogenannte demografische Herausforderung geht.[5]

Komplizierter ist dagegen die Antwort auf die zweite Frage: Welche Freiheit? Und von welcher Qualität, das heißt welcher Reichweite ist der feministische Erfolg? Wurden über die partielle Inklusion weiblicher *high potentials* hinaus die patriarchalen Tiefenstrukturen bürgerlicher Gesellschaften verändert? Oder dienten, wie Nancy Fraser argumentiert, die kulturellen Veränderungen, die »die Neue Frauenbewegung in Gang setzen konnte«, nicht vielmehr »zugleich der Legitimation eines strukturellen Umbaus der kapitalistischen Gesellschaft, welcher feministischen Visionen einer gerechten Gesellschaft diametral zuwiderläuft« (Fraser 2009: 44)? Was also ist aus den feministischen Visionen von einer anderen Gesellschaft geworden? Aus der feministischen Sensibilität für die vielfältigen Formen von Entwürdigung und Entrechtung, Entfremdung und Isolation, für die vielen Gestalten körperlicher und emotionaler Versehrung? Aus dem Anspruch auf Selbstbestimmung, Gleichberechtigung und Würde? Dem Kampf für die Überwindung der Herrschaft von Männern über Frauen, aber auch von Männern über Männer, und dem Kampf gegen jegliche Form von Unterdrückung und Gewalt?

Unzweifelhaft ist, dass Autonomie und Selbstbestimmung als gesellschaftlich vermittelte Weisen, ein Subjekt zu sein, heute in einer Weise für Frauen wirklich geworden sind, die sich deutlich unterscheidet von jenen Vorstellungen, die für den ›*second wave*‹-Feminismus prägend waren. Diese nämlich wurden, so Angela McRobbie, »durch einen aggressiven Individualismus, einen hedonistischen weiblichen Phallizismus auf dem Gebiet der Sexualität und durch eine obsessive Beschäftigung mit der Konsumkultur ersetzt« (McRobbie 2010: 22). *Express yourself* ist der durch die Angebote der Konsumkultur transportierte Imperativ, der Mädchen und junge Frauen heute beständig ereilt. Ein Imperativ, in dem die für das

5 Ein Beispiel unter vielen: Schwarz 2008.

feministische Denken zentrale Verbindung von gesellschaftlicher *und* individueller Emanzipation radikal reartikuliert, ja womöglich längst aufgekündigt ist, insofern Freiheit mehr denn je allein verstanden wird im Horizont der individualisierten Konsumentscheidungen, die ich treffe – realisierbar durch die *It-Bag*, die ich trage, und das *Smartphone*, mit dem ich kommuniziere. Doch darüber noch hinaus tritt der feministische Gedanke freiheitlicher Selbstbestimmung, dessen Kern die »Erneuerung der Gleichheit durch die Freiheit« bildet (Holland-Cunz 2003: 133), heute vor allem in der Gestalt der Anforderung managerialer Selbststeuerung auf. Denn auch Frauen sind heute stärker denn je angehalten, sich selbst durch Kapitalisierung der eigenen Existenz ökonomisch – und das heißt vor allem: effizient – zu führen.

Sozialhistorisch betrachtet, können wir hier davon sprechen, dass die die westliche Moderne zwei Jahrhunderte lang antreibende Dynamik der *Individualisierung der Männer* auf der einen und der *Familialisierung der Frauen* auf der anderen Seite gegenwärtig endgültig durchbrochen wird – ohne dass Frauen allerdings auch aus der familialen und Sorgearbeit entlassen würden. Im Rahmen des Wandels vom vorsorgenden zum aktivierenden Sozialstaat und der fortschreitenden Orientierung am *adult worker*-Modell, das von allen erwerbsfähigen Erwachsenen, also auch von Müttern kleiner Kinder, eine eigenständige Existenzsicherung durch Erwerbstätigkeit fordert, werde derzeit, wie Diana Auth schreibt, vor allem aus demografischen und ökonomischen Gründen »die *Kommodifizierung* bzw. *De-Familialisierung von Frauen* gefördert« (Auth 2009: 217, Hervorhebung im Original). Die neoliberale Politik der radikalisierten Kommodifizierung der Arbeitskraft verweist die Frauen dabei für ihre Unterhaltssicherung mehr denn je zuvor auf eigene Erwerbsarbeit. Mit ihrer Emanzipation zu Marktsubjekten werden systematisch private Unterhaltsansprüche gegenüber Ehemännern abgebaut, ohne jedoch Frauen im Gegenzug in gleichem Maß von Reproduktionsaufgaben zu entlasten oder den Verlust privater Unterhaltsansprüche durch adäquate sozialstaatliche Absicherungen zu flankieren.[6]

6 Im Rahmen des bereits unter der sozialdemokratischen Frauen- und Familienministerin Renate Schmidt von Bert Rürup entwickelten Konzepts der »nachhaltigen Familienpolitik«, die an die Stelle staatlich betriebener emanzipatorischer Frauenpolitik tritt und die Ursula von der Leyen ab 2005 in der CDU/SPD-Regierung sowie Kristina Schröder seit 2009 in der CDU/FDP-Regierung umsetzt, steht hier »die schnelle Berufsrückkehr von Müttern und die bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie im Mittelpunkt« (Auth 2009: 217). Die Maßnahmen zur Erhöhung der Frauenerwerbsquote sind »das Elterngeld, der Ausbau frühkindlicher Betreuungseinrichtungen, die steuerliche Absetzbarkeit von Kinderbetreuungskosten, die Förderung von Ganztagsschulen sowie im Bereich der Pflege die Förderung gemischter Pflege-Arrangements, die Einführung einer Pflegezeit und die finanzielle Aufwertung des Pflegegeldes und der ambulanten Pflege« (ebd.). Dieser auf den ersten Blick auch an der geschlechtlichen Arbeitsteilung ansetzenden Politik steht beispielsweise die Streichung des Elterngelds für Familien, die von Arbeitslosengeld II sowie Sozialhilfe leben, entgegen. Zudem stehen aktuell nur für circa 12 Prozent der Kinder unter drei Jahren bundesweit ganztägige Betreuungsangebote zur Verfügung, obwohl es seit August 2013 darauf einen gesetzlichen Anspruch gibt. Bundesweit fehlen hier noch rund 280.000 Kita-Plätze.

Noch in den siebziger Jahren zählten Frauen in der alten Bundesrepublik für die Bundesanstalt für Arbeit zu den »schwer zu vermittelnden Randgruppen« – erst seit 1977 durften sie überhaupt ohne Einverständnis des Ehemanns erwerbstätig werden. Der Wunsch nach beruflicher Selbstverwirklichung galt im westdeutschen Nachkriegsdeutschland als tendenziell unvereinbar mit den normativen Anforderungen an (mütterliche) Weiblichkeit. Heute dagegen ist in Deutschland die Integration von Frauen in den Erwerbsarbeitsmarkt – vor dem rhetorisch aufgeblähten Hintergrund eines akademischen Fachkräftemangels und einer alternden Gesellschaft sowie der tatsächlich mangelnden Bereitschaft, Einwanderungsregelungen auf den Weg zu bringen – nicht nur eines der vorrangigen politischen Ziele, sondern, bei einer Frauenerwerbsquote von 70 Prozent, sozialstrukturell bereits weitgehend gesellschaftliche Wirklichkeit. Aber nicht nur der Erwerbswunsch (vor allem bei jüngeren), sondern auch der Erwerbsdruck auf die Frauen war wohl noch nie in der Geschichte der Erwerbsarbeit so groß wie heute, einmal abgesehen von den Verhältnissen in der DDR oder den ersten Nachkriegsjahren auch in der alten Bundesrepublik.[7]

Sozialtheoretisch gesehen, sind Frauen damit in jene – nicht zuletzt durch den Feminismus beschleunigte – zentripetale Bewegung der Moderne hineingenommen, die Ulrich Beck bereits 1986 als charakteristisch für die Gegenwartsgesellschaften diagnostiziert hatte, dass heute nämlich jede_r Einzelne – und nicht kollektive Strukturen und Zusammenhänge – die »lebensweltliche Reproduktionseinheit des Sozialen« darstellt (Beck 1986: 119). Mit Karl Polanyi (1973) lässt sich gar von einer »krassen Utopie« sprechen, dergestalt, dass der »neue Synkretismus von Ökonomie und Lebensform« (Neckel 2008: 21) »die menschliche und natürliche Substanz von Gesellschaften« aufzuzehren droht (Polanyi 1973: 19 f.).

In der Tat sind wir seit geraumer Zeit Zeug_innen einer Reihe gesellschaftlicher Transformationen, die in diese Richtung zielen: Sie sind Teil der weltweiten Umgestaltung der modernen Sozialordnungen in Marktgesellschaften, des Umbaus vom »Sicherheits- zum Wettbewerbsstaat« (Hirsch 1995), vom versorgenden zum aktivierenden Sozialstaat sowie der Kommodifizierung sowohl der Lebensführung der Individuen als auch der Verteilung von Lebenschancen durch Markterfolg. Diese Transformationen zerstören jedoch zugleich die (Subsistenz-)Fähigkeiten und die Möglichkeiten der Menschen, ihr Leben selbst zu erhalten. Und sie zeitigen eine qualitativ veränderte Topologie des Sozialen, insofern ökonomische Muster und Rationalitäten auf tendenziell alle Lebensbereiche ausgedehnt, die Grenzen zwischen Staat, Gesellschaft, Ökonomie und Privatsphäre neu gezogen werden und »Freiheit und Unsicherheit das neue Paar bilden« (Lorey 2012: 86).

7 Dies sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Erwerbsquote von Frauen nahezu ausschließlich aufgrund der Zunahme nicht existenzsichernder Teilzeittätigkeit und der Integration in den Niedriglohnsektor sowie der Ausbreitung prekärer Formen neuer Selbstständigkeit gestiegen ist. So arbeiteten 1991 30,2 Prozent der weiblichen Beschäftigten in Teilzeit, 2004 waren es bereits 42,1 Prozent; die Teilzeitquote bei den erwerbstätigen Müttern beträgt 70 Prozent – gegenüber 5 Prozent bei den erwerbstätigen Vätern (siehe BMFSFJ 2012).

Zentrale Belege dafür sind vor allem jene Politiken, durch die bisher sozialstaatliche, auf der Idee gesellschaftlicher Solidarität basierende Verantwortungen in die Zuständigkeit nichtstaatlicher beziehungsweise semistaatlicher gesellschaftlicher Einrichtungen oder gar in die private Verantwortung der Individuen transferiert werden. Dies reicht von der Verantwortung, informiert zu konsumieren, über die Verpflichtung, die eigene Beschäftigungsfähigkeit zu optimieren, über das Management sowohl des eigenen ›Gesundheitsportfolios‹ wie des Gefühlshaushalts bis hin zur Verantwortung für die Reproduktion – ob das nun die genaue Planung von Schwangerschaften betrifft oder die durch gentechnologische Entwicklungen nahegelegte Verantwortung für ›genoptimierte Nachkommen‹. Ulrich Beck spricht hier von einer »politischen Ökonomie der Unsicherheit«, in der »Risikoregime« – bei gleichzeitiger Umverteilung der Risiken vom Staat und der Wirtschaft auf die Einzelnen – immer mehr Bereiche des Lebens erfassen (Beck 2002: 7).

Aus *sozialstruktureller* Perspektive bedeutet die Privatisierung sozialer Risiken vor allem die radikalisierte Privatisierung von Fürsorgearbeiten. Der ›neue‹, neoliberale Gesellschaftsvertrag setzt insofern auf den ›alten‹ Geschlechtervertrag unbezahlter Arbeit von Frauen auf, der durch sozialstaatliche Maßnahmen der siebziger und achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts wenigstens partiell gerechter gestaltet worden war. Janine Brodie kennzeichnet die aktuelle Phase des Umbaus von Erwerbsgesellschaften und deren Geschlechterregimen daher als Phase der »gleichzeitigen Erodierung und Intensivierung von Geschlecht« (Brodie 2004: 27). Einerseits werden vorgeblich »geschlechtslose und autonome Marktteilnehmer« angerufen, Frauen wie Männer. Andererseits aber wird Fürsorge- und Familienarbeit sowie Arbeit zur sozialen Reproduktion aus allen Überlegungen ausgeschlossen: »Der angeblich geschlechtsunspezifische Individualismus auf dem Arbeitsmarkt findet keine Entsprechung im privaten Bereich, wo hinsichtlich der unbezahlten Pflegearbeit nach wie vor eine klare geschlechtsspezifische Arbeitsteilung herrscht« (ebd.).

Zusammengefasst: War die fordistische Phase kapitalistischer Entwicklung tendenziell geprägt von einer »Kultur der Wahl« (Beck 2002) auf der Grundlage statusbezogener Rechte, die die Individuen in den Stand versetzen sollten, die Entscheidungen treffen zu können, die sie treffen wollten, und in der sie in einem gewissen Ausmaß von der Notwendigkeit befreit waren, für ihre jeweilige Lebenslage allein die Verantwortung zu übernehmen, so erleben wir gegenwärtig in der Tendenz deren Ersetzung durch eine »Kultur des Zufalls« (Castel 2000: 19) auf der Grundlage persönlich zu erkennender und wahrzunehmender Optionen und Chancen. Es ist die einst im Kontext der Gerhard Schröderschen Agenda 2010 in der deutschen Arbeitsmarktpolitik forcierte Formel der ›Ich-AG‹, die die mit diesem Wechsel verbundene zeitgenössische *Exklusionsproblematik* auf den Punkt bringt: Das ›unternehmerische Selbst‹ ist einerseits längst auch für die *Citoyenne* im 21. Jahrhundert das Leitbild dafür, wie wir alle unser Leben meistern sollen: dass wir nämlich, den Kompass strikt auf ›Erfolg‹ eingenordet, die eigenen Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen und unsere vielfältigen Chancen, Humanressourcen, Potenziale und Kapitalien flexibel und eigenverantwortlich nutzen – ›Aktivierungskunden‹ nennt die Bundesagentur für Arbeit jene, die Erwerbsarbeit suchen. Das Bild der ›Ich-AG‹ verweist andererseits aber auch in doppelter Hinsicht auf sein Negativum, nämlich

nicht nur, dass wir diese Freiheit nicht kollektiv gerahmt und gestützt ausüben, sondern im Falle eines Scheiterns gänzlich auf uns selbst zurückgeworfen und aus dem Spiel sein werden. Die Individualisierung glücklichen Gelingens, das Versprechen, dass wir jeden Erfolg uns ganz alleine zuschreiben können, stellt mithin nur die Vorderseite des ebenso möglichen, radikal der oder dem Einzelnen zugerechneten Scheiterns dar.

Birgit Sauer beschreibt diese Transformationen im Anschluss an Foucault als Teil der neoliberalen Restrukturierung von Staatlichkeit: eine neue Technik des Regierens durch die Aufforderung zur Selbstregierung und zum Selbstmanagement. »Der Strategie- und Diskurswandel neoliberaler Staatlichkeit«, so Sauer, impliziere neuartige »Formen der Disziplinierung von Menschen, nämlich die ›Anrufung‹ von Staatsbürger_innen vornehmlich als Konsument_innen, Klient_innen und Kund_innen sowie als ›selbstverantwortliche‹ Individuen« (Sauer 2008: 249 f.). Die neuen Technologien des Selbst basierten dabei auf »Effektivität und Leistung und den damit verbundenen Formen von Abwertung und Ausgrenzung«; sie enthielten aber auch einen Zwang zur Selbststeuerung, »verbrämt als Wahl-Freiheit« (ebd.). Noch am für manche augenscheinlichen Scheitern weiblicher Emanzipation sind in dieser Sicht die Frauen selber schuld. Sie hätten es »vermasselt«, wie unlängst Bascha Mika (2011: 19) konstatiert.

Die (jungen) Frauen heute angetragene Freiheit durch Teilhabe an Konsum und Erwerbstätigkeit stellt sich in diesem Licht auch als *Pflicht* dar. Und zwar als Pflicht zur individualisierten – und zum Erfolg verdammten – Teilhabe; als Zwang, die vielfältigen Angebote auch zu nutzen, das eigene Leben in die Hand zu nehmen, es gut und umsichtig zu managen, den jeweils richtigen Zeitpunkt für »Kinder, Krippe und Karriere« zu erkennen, beständig an sich selbst zu arbeiten, sich nicht gehen zu lassen, nicht aus den (körperlichen) Fugen zu geraten, Gefühle dosiert und gezielt einzusetzen, strategische Kompetenzen zu entwickeln, keine Chance zu verpassen, sich selbst besser zu vermarkten, sozial und geografisch mobil zu sein. Und bei all dem immer auch den kommerzialisierten, vielfältig medial produzierten und transportierten Anrufungen perfektionierter und optimierter heterosexualisierter (mütterlicher) Weiblichkeit nachzukommen.

3. New Deal – Postfeministische Pirouetten

Kristina Schröder steht im Kontext dieser Dynamiken nicht nur exemplarisch für die historische Positionierung *bestimmter* junger Frauen heute, für die Art und Weise also, wie sie in die heterogen verlaufende gesellschaftliche Entwicklung der Spätmoderne hineingenommen werden. Sie verkörpert auch eine exemplarische, dieser Zeit und Dynamik durchaus angemessene – *for better or worse* – feministische Haltung. Diese äußert sich gerade nicht in ausschließlich dezidierter, gar apodiktischer Ablehnung feministischer Haltungen. Sie ist durchaus bereit anzuerkennen, dass Feminist_innen früherer Generationen genau das erkämpft haben, wovon ihre Generation profitiert, namentlich jenen Zuwachs an Freiheitsgraden, der darin besteht, »dass Frauen ihre Biografie heute zumindest in der Theorie genauso frei wie Männer

planen können« (Schröder 2012: 35), sie sich also – prinzipiell – eigene Zwecke setzen und eigene Ziele verfolgen können. Doch um dies honorieren und sich in einer vermeintlich entideologisierten Weise das viel geschmähte F-Wort aneignen zu können, scheint es, wie wir gesehen haben, unumgänglich, sich zunächst von einem chimärenhaften und ideologisch aufgeladenen, weltanschaulich verbiesterten Feminismus zu distanzieren.

In dieser Pirouette der simultanen Bezugnahme auf und Zurückweisung von Feminismus zeigt sich die einst von Sandra Harding beschriebene Furcht, sich als Feministin zu bezeichnen oder als solche wahrgenommen zu werden und gleichwohl »im nächsten Atemzug« dieselben intellektuellen und politischen Programme zu unterstützen, »die andere unter dem Namen ›Feminismus‹ vertreten« (Harding 1994: 19). Eine Furcht, um die Schröders Parteikollegin und erste Vorgängerin im Amt, Rita Süssmuth, weiß: dass nämlich das »Wort Selbstbestimmung in Verbindung mit Frauen immer noch ein Reizwort, eine Provokation« sei, mache es doch den »Kern einer eigenständigen freien Existenz« aus (Süssmuth 2000: 48).

Betrachten wir Schröders doppelte rhetorische Bewegung der Distanzierung vom und des gleichzeitigen Rekurses auf Feminismus in diesem Süssmuthschen Licht, so wird deutlich, was hier noch auf dem Spiel steht: der Verlust von Intelligibilität. Denn insofern Feminismus eine Chiffre für weibliche Freiheit ist und insofern dieses Wort »Selbstbestimmung in Verbindung mit Frauen immer noch ein Reizwort, eine Provokation« darstellt, also als letztendlich mit Weiblichkeit unvereinbar gilt, riskiert jede Frau, die mit diesen Werten in Verbindung gebracht wird, aus dem Schema der Intelligibilität herauszufallen. Was hier droht, ist der Verlust der (An-)Erkennbarkeit als Frau – als Geschlecht –, sofern sie sich (zu) eindeutig zu diesen Werten bekennt beziehungsweise damit assoziiert wird. Dokumentieren diese Werte doch, dass Frauen die »männliche Herrschaft« (Bourdieu 2005) nicht länger (an)erkennen, dass Feminismus die patriarchale Ordnung herausgefordert hat.

Und dies ist womöglich eine Gefahr, die vielleicht vor allem die »Alpha-Mädchen« (für sich) erkannt haben: Denn ihnen ist nicht nur Macht und Autonomie vermeintlich naturwüchsig zugefallen, sondern auch das feministische Erbe der Infragestellung und Umarbeitung von Weiblichkeit, vielleicht vor allem aber das schwierige Erbe der Anfechtung der »heterosexuellen Matrix« (Butler 2009: 131).[8] Nur so erklärt sich etwa die Bereitschaft auch der »Alpha-Mädchen«, trotz ihrer durchaus kritischen Ausführungen beispielsweise zu neuen Schönheitszwängen die Intensivierung heterosexuell codierter Formen von Lust und Spaß als – feministische – Errungenschaft zu preisen: »Der neue Feminismus«, schreiben sie, »geht mit dem Thema Sex entspannter um. Feministinnen sind heute eher für viel Sex und für guten Sex. [...] Weil sie manchmal auch Lust auf Sex mit einem ein paar Stunden zuvor noch unbekannten Mann haben« (Haaf/Klingner/Streidl 2008: 23). Auch jenes Phänomen, das Angela McRobbie als »postfeministische Maskerade« (McRobbie

8 Mit »heterosexuelle Matrix« bezeichnet Butler jenes Raster der Intelligibilität, durch das »Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (sex), der Geschlechtsidentität (gender), der sexuellen Praxis und dem Begehren« gestiftet und aufrechterhalten werden (Butler 1991: 38).

2010: 94 ff.) beschrieben hat, nämlich das nachgerade obsessive Beharren heute junger Frauen, in den kommerzialisierten Versionen von Weiblichkeit nicht Zwang zu sehen, sondern sich im Gegenteil in und mit diesen wohlzufühlen, ist Ausdruck des Wunsches, als zwar emanzipiert, aber dennoch begehrenswert erkannt zu werden. So bekundete eine Mitarbeiterin des Gleichstellungsbüro der Universität Wuppertal im Sommer 2010 im Berliner *Tagesspiegel*: Sie fühle sich »in ihrer Weiblichkeit« wohl, in »knappen Outfits, Make-up und Kleidern« sehe sie »keinen Widerspruch zu ihren Forderungen« und beabsichtige folglich, Politik zwar »im Geist von Alice – aber mit Make-up und Minirock« betreiben zu wollen (Schulz 2010: 8). »Eine Brustvergrößerung« etwa, fährt sie fort, sei daher auch »kein Politikum, sondern die freie Entscheidung einer Frau, wozu sie jedes Recht der Welt hat«. »Man kann«, so wiederum Judith Butler, »in der Kritik jener Begriffe, die [...] die eigene Existenz sichern, nicht zu weit gehen« (Butler 2001: 121). *One cannot criticize too far the terms by which one's existence is secured.*

Hatte also Rita Süssmuth noch erklärt, Feministin zu sein sei das Mindeste, »was eine Frau tun kann« (Süssmuth 2000: 54), scheut Kristina Schröder keine Mühe, deutlich zu machen, dass sie mit einem (vorgeblich) Männer und letztlich auch Frauen bekämpfenden weltanschaulichen Feminismus nichts zu schaffen hat. Indem sie sich von einem solcherart gerahmten Feminismus distanziert, der zudem die von ihr als naturgegeben behauptete Ordnung heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit anzweifelt, indem Schröder die »mystischen Demarkationslinien« (Woolf 2001 [1929]) zwischen den Geschlechtern (an)erkennt, sucht sie sicherzustellen, dass sie selbst doch noch immer eine Frau ist, genauer: als solche (an)erkennbar ist. Und zwar eine im wenn auch neoliberal modernisierten, gleichwohl immer noch patriarchal-heteronormativ organisierten Gefüge verankerte Frau. Eine Frau, die Autonomie, Macht und gleiche Teilhabe beansprucht, zu Recht beanspruchen darf, die aber zugleich versichert, dies sei für alle Beteiligten eine reine Win-win-Situation. Eine Frau obendrein, die den heterosexuellen Kontrakt nicht infrage stellt und dessen zentrale Klausel, die Zugewandtheit und Zugehörigkeit der Frau zum Mann, akzeptiert. Was hier stattfindet, ist die Einwilligung in jene »Art Tausch«, den McRobbie als Kern des neuen neoliberalen Geschlechtervertrags beschrieben hat: »Jungen Frauen wird anstelle dessen, was eine modernisierte feministische Politik bieten könnte, eine Art rhetorische Gleichheit offeriert, die in Bildungs- und Beschäftigungschancen, in den Möglichkeiten zur Teilhabe an Konsumkultur und Bürgergesellschaft ihren konkreten Ausdruck findet« (McRobbie 2010: 18).

Ein geschlechterpolitischer *New Deal* also: Gleichheit, ohne dass die Machtfrage zwischen den Geschlechtern gestellt werden muss; vorgeblich zu haben ohne Umverteilung von Macht und Ressourcen zwischen ihnen, innerhalb der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse und ohne radikale Umgestaltung heteronormativ organisierter Geschlechterverhältnisse und -arrangements. Zu haben allerdings nur um den Preis der aktiven Nicht-Zurkenntnisnahme des »Kleingedruckten«: der erneuten Befestigung heterosexualisierter Geschlechternormen, die die Grenzen der (geschlechtlichen) (An-)Erkennbarkeit, die »Gitter der Lesbarkeit« (Butler 2009: 73) neu organisieren. Zu haben aber auch nur um den Preis der Ausblendung etwa jener Tatsache, dass der Auf- und Einstieg der Frauen in die herrschenden Klassen

im Westen mit der Intensivierung vergeschlechtlichter und ethnisierter internationaler Arbeitsteilung zusammenhängt. Dass wir es also zu tun haben mit einer »›Feminisierung‹ marktvermittelter Arbeit im dreifachen Sinne« (Sauer 2008: 242), nämlich der zwar steigenden Zahl erwerbstätiger Frauen in der sogenannten Ersten wie auch in der sogenannten Dritten Welt, aber konterkariert durch die Prekarisierung und Informalisierung von Arbeitsverhältnissen und begleitet von der »Absenkung des Lohnniveaus auf das von Frauenarbeit – also von ›Zuarbeit‹« (ebd.).

Von solchen Zusammenhängen, so steht zu vermuten, will Kristina Schröder nichts wissen.[9] Auch Ignoranz gegenüber den enormen feministischen Anstrengungen der vergangenen Jahrzehnte, patriarchale »Verhältnisse und Verhinderungen« (Gerhard 1978) im Leben von Frauen und Männern zu verstehen und zu beseitigen, scheint (ihr) als Haltung legitim.

4. Feminismus – Element neoliberaler Regierungskünste?

Die oben beschriebene Pirouette der Bezugnahme auf und gleichzeitigen Zurückweisung von Feminismus beschreibt Angela McRobbie als Bewegung des *undoing*. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass bestimmte feministische Elemente rhetorisch aufgegriffen sowie spürbar und nachhaltig in das politische Leben und in eine Reihe gesellschaftlicher Institutionen integriert werden. Unter Verwendung von Vokabeln wie ›Ermächtigung‹, *empowerment*, und ›Wahlfreiheit‹, *choice*, würden, so McRobbies Argument, diese Elemente gegenwärtig in einen individualistischen Diskurs umgeformt und in neuem Gewande vor allem in den Medien und in der Populärkultur, aber auch von staatlichen Einrichtungen als eine Art Feminismus-Ersatz verwendet. Die damit verbundenen neuen und vorgeblich ›moderneren‹ Vorstellungen über Frauen, insbesondere über junge Frauen, würden ihrerseits auf aggressive Weise mit dem Ziel verbreitet, das Entstehen einer neuen Frauenbewegung zu unterbinden. Statt Frauenbewegungen, *women's movements*, fänden wir daher heute eher weltweite – und durch sehr unterschiedliche Kräfte in Bewegung gesetzte – Bewegungen von Frauen, *movements of women*. Es sei daher gerade diese Form der Inanspruchnahme, die eine Demontage feministischer Politik ermöglicht und gelegentliche Aufrufe zu ihrer Erneuerung schon im Vorfeld diskreditierten.

Wir haben es derzeit also mit einer gesellschaftlichen Konstellation zu tun, die wesentlich davon bestimmt ist, dass ›*post-second-wave*‹-Kräfte daran arbeiten, Feminismus als heteronormativ fundiertes, liberal eingefärbtes, neobürgerliches Eliteprojekt zu reformulieren und ihn als Teil dessen zu reartikulieren, wie wir (auch geschlechtlich) regiert werden. Zugleich betreiben die zum Teil selben gesellschaftlichen Kräfte aktiv dessen Desartikulation als mehrdimensionale, glokale, vielstimmige und oft auch inkongruente und widersprüchliche *kollektive* politische Praxis ›von unten‹. Und in der Tat erleben wir gegenwärtig wohl zum ersten Mal in der Geschichte Feminismus nicht allein als eine Kraft, die getragen wird von einer sozialen Bewegung, die ›von unten‹ agiert,[10] sondern auch als Bewegung ›von oben‹. Dies zeigt sich nicht zuletzt daran, dass demokratische Regierungen gewissermaßen an die Stelle von Feministinnen und feministischen Bewegungen treten (vgl. Crompton 2002; McRobbie 2010: 118 ff.). Konkrete Beispiele für solche staatlichen Eingriffe sind Ehegesetzgebungen, gesetzliche Regulierungen sexueller Gewalt, das Abtreibungsrecht, Regulierungen des Zugangs von Frauen zum Erwerbsarbeitsmarkt und vieles mehr. Kurzum: Feminismus ist in bestimmter Gestalt Teil *gouvernementalen Regierungshandelns* geworden.

Auf den ersten Blick mag das nicht neu erscheinen. Gerade zentrale feministische Politikfelder – Sexualität, Reproduktion, Gewalt, Lebensweisen, Erwerbsarbeit – sind ohnehin immer schon Gegenstand staatlicher Regulierung gewesen.[11] Eine Fülle von nationalen Gesetzen und Verordnungen, die die Gleichstellung der Geschlechter zum Ziel haben, aber auch eine international stetig wachsende Zahl von Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen, die mit der Durchsetzung von ›Frauenrechten‹ befasst sind, sowie supranationale (UN, EU) und nationale Politiken des Gender Mainstreaming bestätigen diese Entwicklung. Die feministischen Anliegen sind in dieser Gestalt längst für alle Gesellschaftsmitglieder Teil der unhintergehbaren historischen Objektivität, Teil institutioneller Vorgaben und institutionellen Handelns geworden – und damit Teil dessen, wie wir regiert werden. Insofern der Begriff der *Gouvernementalität* jedoch vor allem auf jene Herrschaftspraktiken zielt, die auf Selbststeuerung setzen und die *unterwerfen, indem sie Subjektivitäten produzieren*, die, mit Foucault gesprochen, das Möglichkeitsfeld der Einzelnen organisieren und die die Einzelnen in der Gesamtheit ihrer Lebensäußerungen erfassen, rücken hier andere Praktiken spätmoderner Regierungskunst ins Blickfeld. Dazu gehören etwa jene rationalisierten Schemata, die im Namen bestimmter Ziele – Weiblichkeit, Männlichkeit, aber auch etwa Erfolg, Gleichheit, Konkurrenz, Erfüllung, Genuss, Effizienz und Normalität – die Weisen affizieren, wie wir uns selbst und andere verstehen und anleiten. Dazu zählen aber auch jene

9 In ihrem Buch *Danke, emanzipiert sind wir selber!* (Schröder 2012) ist von diesen Dynamiken der Regulierung des Geschlechterverhältnisses jedenfalls nicht die Rede.

10 Jüngstes Beispiel für Feminismus ›von unten‹ ist die weltweite Aktion *One Billion Rising* gegen (sexuelle) Gewalt gegen Frauen, die jeweils am 14. Februar stattfindet (*www.onebillionrising.de*).

11 In der (alten) Bundesrepublik lässt sich bereits seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine deutliche ›Verstaatlichung‹ von Frauenpolitik feststellen. Darüber hinaus haben Feminist_innen auch gezielt den Staat adressiert, gestaltend und regulierend einzugreifen. In der alten Bundesrepublik führt das schon 1987 zur Einrichtung eines ›Frauenministeriums‹ – eben mit Rita Süssmuth als erster Ministerin. In der DDR gehörten schon allein aus ökonomischen Gründen die Gleichstellung der Frau und deren Eingliederung in den Erwerbssektor zu den offiziellen und auch weitgehend realisierten gesellschaftspolitischen Zielen. Seit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten setzen west- und ostdeutsche Feministinnen verstärkt auf etatistische Strategien; substanzielle Verbesserungen für Frauen werden von gesetzlichen Regelungen und staatlichen Mittelzuweisungen erhofft und die eigenen politischen Perspektiven sehr stark an die Durchsetzungschancen im staatlichen Handeln gebunden, wie Silvia Kontos zeigen konnte. Es ist, kommentiert Kontos, »als ob sich den Frauen aus der ›Trutzburg des Patriarchtats‹ (als die der Staat vormals galt) der siebziger Jahre nunmehr im Umkehrschluß die helfende Hand des Staates herausreichen würde« (Kontos 2004: 432).

Praktiken und Techniken, mit denen wir ›Lebensplanung‹ betreiben oder privatwirtschaftliche, staatliche und zivilgesellschaftliche Organisationen managen, sowie unsere Weisen zu kommunizieren und zu konsumieren, über uns zu sprechen, kurzum: die Weisen, wie wir Sozialität herstellen.

Gleichsam feministisch imprägniertes gouvernementales Regierungshandeln bedeutet dann beispielsweise, dass *die einen* Frauen dazu angehalten werden, gute Mütter *und* beständig sich selbst verbessernde erfolgreiche Erwerbstätige, durchsetzungsstarke Karrierefrau *und* begehrenswertes Mädchen zu sein, während *die anderen* Frauen beispielsweise in den Formaten des *Reality-TV* zum Objekt von an Mittelschichtsnormen orientierten, herabsetzenden, moralisierten Zivilisierungs- und somatischen Optimierungsstrategien (vgl. Skeggs 2004; Villa 2008; McRobbie 2010) oder durch ›Fördern und fordern‹-Politiken diszipliniert und zum Erfolg verdammt werden, während ihnen zugleich die Mittel aus der Hand geschlagen werden, eigenverantwortlich zu agieren. Feministisch imprägniertes gouvernementales Regierungshandeln bedeutet aber auch, dass Männer dazu aufgerufen werden, ihre Identitäten, Seinsweisen und Praxen als Männer (und Väter) zu verändern, oder dass familienpolitische Maßnahmen ebenso wie sozialwissenschaftliche Studien neue Normen für gelungene Partnerschaften und Familienarrangements kreieren. Dass Familien- und Arbeitsmarktpolitik auch im Namen einer vorrangig ökonomisch ausbuchstabierten ›Gleichberechtigung‹ in die Gestaltung von im Prinzip als privat geltenden Verhältnissen und Praktiken eingreifen und vieles mehr.

5. Feministische Ambivalenzen der Gegenwart – ein Fazit

Der ›neue‹ Feminismus stellt sich also als äußerst ambivalentes Projekt dar, das sich erstaunlich gut einfügt in das medial forcierte Amalgam aus Diskreditierung von Gender Mainstreaming und feministischer Geschlechterforschung sowie in die Wiedererweckung soziobiologischer beziehungsweise evolutionärer Denkweisen, die die unhintergehbare Unvergleichlichkeit der Geschlechter betonen. Er fügt sich ein in jenes Dispositiv, das einen neuen, postwohlfahrtsstaatlichen Gesellschaftsvertrag zum Ziel hat, der wiederum, wie wir gesehen haben, ohne einen ›modernisierten‹ Geschlechtervertrag nicht auskommen wird. Dazu scheint es unabdingbar, Kritik an einem und radikalfeministische Interventionen in einen heteronormativ gerahmten hierarchischen Geschlechtervertrag mindestens als Teil einer zu überwindenden Geschichte zu entwerfen, wenn nicht sogar als Teil einer insgesamt lächerlich zu nennenden historischen Episode zu diskreditieren. Übrig bleibt hier nur das Zerrbild eines lustfeindlichen, sklerotischen, männerhassenden und notorisch zensierenden Feminismus.

Was dagegen als unzweifelhaft voraussetzungsvolles und oft auch schwieriges Erbe aktiv ausgeschlagen wird, ist das, was den Feminismus der zweiten Welle politisch, intellektuell und emotional ausmachte: das Begehren nach Freiheit und Glück. Die Leidenschaft für Teilhabe an der Welt und Einmischung in die Welt. Das andauernde Ringen darum – ebenso wie das vielfältige Scheitern daran –, die komplex organisierten intersektionalen Gefüge globaler sozialer und politischer, ökonomischer und kultureller Ungerechtigkeit sowie die daraus resultierenden Sets von Privilegien einerseits, Diskriminierungen andererseits nicht nur angemessener zu verstehen, sondern auch außer Kraft zu setzen. Die Einsicht darin, dass Feminismus immer auch in die Kämpfe seiner Zeit verwickelt ist und Frauen auch Konstrukteur_innen der Verhältnisse sind, in denen sie leben. Frauen also keineswegs nur ausgeschlossen, sondern immer auch aktiver Teil hegemonialer Herrschaftskonstellationen sind, folglich weder ›die‹ Frauen noch ›der‹ Feminismus politisch je ›unschuldig‹ sind. Das Wissen mithin um die Notwendigkeit, Rechenschaft darüber abzulegen, wie Welt und Sozialität imaginiert, geformt und aufrechterhalten werden. Die Bereitschaft, immer wieder aufs Neue zu fragen, wem und welchen Kämpfen Feminismus Rechnung trägt, wer wie ein- und ausgeschlossen wird, wessen und welches Handeln ermöglicht und wessen und welches Handeln verunmöglicht wird. Und schließlich die Frage zu stellen – und sich stellen zu lassen –, welche Erfahrungen und welche Körper, welches Begehren und welche Bedürfnisse, welche Gefühls- und Seinsweisen, welche Verwandtschaften und Familiaritäten lebbar sind und welche nicht – und welche Allianzen auch über die Grenzen des Geschlechts hinweg ermöglicht und welche sabotiert werden.

Wege zu finden, wie dieses Erbe anzutreten wäre, stellt eine der Herausforderungen feministischen Denkens und Bewegens im 21. Jahrhundert dar. Dazu gehört zwingend, darüber nachzudenken, wie Feminismus nicht erst in seiner neoliberalen Gestalt in die Generierung und Hegemonialisierung der moralischen Leitwährung ›Erfolg‹ und der damit einhergehenden Zerstörung der Quellen gesellschaftlicher Solidarität verwickelt war und ist, ebenso wie darüber, welche – auch affektiven – Widerstände gegen feministische Perspektiven und Anliegen mobilisiert werden, wenn zutrifft, dass wir Feminismus – oder vielmehr das, was dafür gehalten wird – gegenwärtig auch als eine Kraft erleben, die Teil daran hat, wie wir durch den Imperativ *Erfolg* regiert werden.

Literatur

Allmendinger, Jutta 2009. *Frauen auf dem Sprung.* Brigitte-Studie. München: Pantheon Verlag.

Arendt, Hannah 1981. *Vita Activa oder: Vom tätigen Leben.* München: Piper.

Auth, Diana 2009. »Das Private neu denken – zur Neubestimmung der sozialen Organisation von Fürsorgearbeit«, in *Feminismus: Kritik und Intervention*, hrsg. v. Kurz-Scherf, Ingrid; Lepperhoff, Julia; Scheele, Alexandra, S. 214-229. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Beauvoir, Simone de 1992 [1949]. *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau.* Reinbek: Rowohlt.

Beck, Ulrich 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich 2002. »Arbeit ist ein bewegliches Ziel«, in *Die Zeit* 7, 7. Februar 2002, S. 7.

BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) 2012. »Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Erster Gleichstellungsbericht der Bundesregierung 2011«. *www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Erster-Gleichstellungsbericht-Neue-Wege-Gleiche-Chancen,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf* (Zugriff vom 11.02.2013).

Bourdieu, Pierre 2005. *Die männliche Herrschaft.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Brodie, Janine 2004. »Die Re-Formierung des Geschlechterverhältnisses. Neoliberalismus und die Regulierung des Sozialen«, in *Widerspruch* 24, 1, S. 19-32.

Butler, Judith 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith 2001. *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Butler, Judith 2009. *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Castel, Robert 2000. *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit.* Konstanz: UVK.
Crompton, Rosemary 2002. »Employment, Flexible Working and the Family«, in *British Journal of Sociology* 53, 4, S. 537-558.
Fraser, Nancy 2009. »Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte«, in *Blätter für deutsche und internationale Politik* 8, S. 43-57.
Gerhard, Ute 1978. *Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familien und Rechte der Frauen.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Haaf, Meredith; Klingner, Susanne; Streidl, Barbara 2008. *Wir Alphamädchen: Warum Feminismus das Leben schöner macht.* Hamburg: Hoffmann & Campe.
Harding, Sandra 1994. *Das Geschlecht des Wissens.* Frankfurt/M./New York: Campus.
Hirsch, Joachim 1995. *Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus.* Amsterdam/Berlin: Edition ID-Archiv.
Holland-Cunz, Barbara 2003. *Die alte neue Frauenfrage.* Frankfurt/M.: Suhrkamp
Kontos, Silvia 2004. »Brüche – Aufbrüche – Einbrüche. Die Frauenbewegung und ihre Vorgaben für eine kritische Gesellschaftstheorie«, in *Kritische Theorie im gesellschaftlichen Wandel*, hrsg. v. Beerhorst, Joachim; Demirovic, Alex; Guggemos, Michael, S. 427-452. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Lorey, Isabell 2012. *Die Regierung der Prekären.* Wien/Berlin: Turia+Kant.
McRobbie, Angela 2010. *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Mika, Bascha 2011. *Die Feigheit der Frauen. Rollenverhalten und Geiselmentalität.* München: Bertelsmann.
Neckel, Sigard 2008. *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft.* Frankfurt/M./New York: Campus.
Polanyi, Karl 1973. *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Roßmann, Robert 2012. »Merkels Mädchen«, in *Süddeutsche Zeitung*, 3. Dezember 2012. *www.sueddeutsche.de/politik/frauen-in-der-cdu-merkels-maedchen-1.1540598* (Zugriff vom 11.02.2013).
Sauer, Birgit 2008. »Formwandel politischer Institutionen im Kontext neoliberaler Globalisierung und die Relevanz der Kategorie Geschlecht«, in *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung*, hrsg. v. Casale, Rita; Rendtorff, Barbara, S. 237-254. Bielefeld: transcript.
Schröder, Kristina (mit Caroline Waldeck) 2012. *Danke, emanzipiert sind wir selber! Abschied vom Diktat der Rollenbilder.* München/Zürich: Piper.
Schulz, Tina 2010. »Make-up, Minirock und der Geist von Alice«, in *Der Tagesspiegel*, 6. September 2010, S. 8. *www.tagesspiegel.de/meinung/feminismus-make-up-minirock-und-der-geist-von-alice/1891374.html* (Zugriff vom 18.02.2013).
Schwarz, Michael 2008: »Frauen gesucht! Demographischer Wandel als Aufstiegschance?« *www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/21864.asp* (Zugriff vom 11.02.2013).
Skeggs, Beverly 2004. *Class, Self, Culture.* London/New York: Routledge.
Süssmuth, Rita 2000. »Der Einfluss von Simone de Beauvoir auf mein Leben«, in *Man wird nicht als Frau geboren. 50 Jahre nach dem »Anderen Geschlecht« ziehen Schriftstellerinnen und Politikerinnen gemeinsam Bilanz: Wo stehen Frauen heute?*, hrsg. v. Schwarzer, Alice, S. 47-54. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
Villa, Paula-Irene (Hrsg.) 2008. *schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst.* Bielefeld: transcript.
Walther, Kathrin; Lukoschat, Helga 2008. *Kinder und Karrieren: Die neuen Paare.* Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung. *www.eaf-berlin.de/fileadmin/eaf/Studien/Kurzzusammenfassung_Kinder_und_Karrieren.pdf* (Zugriff vom 11.02.2013).
Wimbauer, Christine 2012. *Wenn Arbeit Liebe ersetzt.* Frankfurt/M./New York: Campus.

Woolf, Virginia 2001 [1929]. *Ein eigenes Zimmer/Drei Guineen. Zwei Essays.* Frankfurt/M.: Fischer.